

**Zeitschrift:** Thurgauer Jahrbuch

**Band:** 48 (1973)

**Artikel:** An der Kantonsschule um die Jahrhundertwende

**Autor:** Enderlin, Fritz

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-700355>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 29.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

AN DER KANTONSSCHULE UM DIE  
JAHRHUNDERTWENDE

Ende November 1971 ist in Zürich Dr. Fritz Enderlin gestorben. Er hatte ein hohes, in den letzten Jahren sehr beschwerliches Alter von über 88 Jahren erreicht. Fritz Enderlin, der sich als begeisternder Deutschlehrer und Rektor der Töchterschule auf der Hohen Promenade in Zürich auszeichnete, seiner thurgauischen Heimat aber zeitlebens verbunden blieb, hat sich auch literarisch betätigt. In Amriswil am 25. Mai 1883 geboren, hatte er nach dem Besuch der Kantonsschule in Frauenfeld Germanistik studiert und mit einer Dissertation über die Mundart von Keßwil doktoriert. In diese unverfälschte Mundart, die er noch beherrschte, übersetzte er später das Versepos von Ch. F. Ramuz «La Grande Guerre du Sondrebond» unter dem Titel «De Sonderbundschrieg» (Verlag Huber). Diese Arbeit hat ihm vielleicht am meisten Anerkennung eingetragen. Seine Jugendjahre in Amriswil spiegeln sich in seinem Roman «Hans im Weg». Seine «Heimat am See» hat ihn zu Gedichten angeregt. Mit Johann Caspar Lavater befaßte er sich in seinem Drama «Der Magus von Zürich». Ferner übersetzte Fritz Enderlin Oden des Horaz. Ungedruckt ist eine spät geschriebene «Rückschau», die einen Teil seiner Jugendjahre betrifft. Wir entnehmen dem Manuskript ein Kapitel über seine Kantonsschulzeit um die Jahrhundertwende in Frauenfeld.

So hatte ich denn am Abend vor meiner Abreise aufs Gymnasium von unserer Dachterrasse aus auch Abschied genommen vom baum- und waldreichen Spielgelände meiner Bubenjahre und dem hellen Streifen Bodensee an seinem Rande, hatte noch einmal den Stern gesucht, zu dem uns die Mutter, da wir noch klein gewesen, so oft unter Tränen hatte aufsehen lassen als zur Wohnung unseres früh verstorbenen Vaters, der von dort aus wohl sehe, ob wir recht seien mit dem Stiefvater, seinem Stellvertreter. Und nun war ich im Zug und fuhr voll Erwartung und Bangnis dem Abenteuer der Vorbereitung auf die hohe Schule entgegen. Dort angelangt, würde ich wohl mehr Klarheit und Gefäßtheit bekommen über manches, was den eben konfirmierten Jüngling zu erschrecken und zu bedrängen nicht aufgehört hatte: jenes «Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen», und dieser Wetterschlag des Unheimlichen aus heiterem Himmel.

Mein Zug hielt an allen Stationen. Im Abteil, in das ich eintrat, warfen sich eben ein paar Jünglinge meines Alters ihre Schul- und

Ferienerlebnisse zu, einer den andern mit Lautstärke übertönend. Sie achteten meiner kaum. Ich drückte mich auf einer leeren Bank ans Fenster und sah zu, wie die vertraute baumreiche Gegend hinter mir verschwand und wie nach der Wasserscheide das offene Thurtal heranschwankte. Bei jeder Station stiegen junge Leute ein; sie wurden von ihren Kameraden mit Hallo und Zusammenrücken begrüßt. Die Neuen setzten sich verlegen, wie ich selber, abseits. Als der Zug in Bürglen einfuhr, stand ein blonder, blasser Jüngling auf dem Perron, dessen Anblick mich mit der Empfindung zu träumen erschreckte. Das war ich ja selber; lebte ich in zwei Personen, dort und hier? Mein anderes Ich trat in mein Abteil und auf mich zu, wie aus dem Spiegel. Dem Doppelgänger schien es kaum anders zu gehen, als er auch mich erblickte. Er stutzte, faßte sich aber rasch und trat lächelnd auf mich zu: «Ich heiße Paul; wir könnten, scheint mir, als Zwillinge gelten. Das dürfte uns gelegentlich zustatten kommen. Zum Beispiel beim Geländelauf, der eine von uns startet, der andere läuft ins Ziel. Das kann ja ein Mordsspaß werden.»

Unter den unbefangenen Worten meines Doppelgängers schloß sich die Ritze, aus der mich das Unheimliche erschreckt hatte. Unsere Ähnlichkeit war nichts anderes als ein freundliches Naturspiel. Ich fand rasch Wohlgefallen an meinem Doppelgänger, und als wir an unserem Bestimmungsort anlangten, waren wir schon gut Freund miteinander.

Die Kantonsschule befand sich am oberen Südrand des winkligen, altersgrauen Stadtkerns, von ihm durch einen weiten Vorplatz und eine stattliche Kastanienallee getrennt. Das Hauptgebäude, ein etwas kalter, klassizistischer Sandsteinbau, enthielt im Erdgeschoß die Räume des Konviktes, in dem ich nach dem Willen des Stiefvaters zu wohnen hatte. Der Konviktführer stand groß und mächtig am Haupteingang. Sein angegrauter Bart floß ihm

auf die hünenhafte Brust. Unter den buschigen, schwarzen Brauen blitzten mich seine Augen fragend an. Zum zweitenmal an diesem Tag überfiel mich etwas nicht Geheures. So hatte mich der liebe Gott in jenem unvergeßbaren Kindertraum angesehen und mich dann zu sich gehoben. Beklommen gab ich der Riesengestalt die Hand, meinen Namen nennend. Er hob mich aber nicht wie damals im Traum, drückte mir nur kräftig meine Rechte und schmunzelte mit tiefem Baß: «Also das ist der neue Stern vom Oberthurgau.» Bei seinem ersten Laut war die Traumerscheinung erloschen. Ich stand im Windzug des Haupteinganges und fühlte mich von dem älteren Herrn hineingeschoben in den säuerlich duftenden Eßsaal, an dessen langen Tischen die Zöglinge standen und auf das Glockenzeichen zum Absitzen warteten.

Die erste Fühlung mit dem Klassenzimmer und seinen Insassen war nicht angetan, die Beklemmung meiner Erwartung auf die neue Schule zu lösen. Der enge Raum ging nach Norden auf den Hof, der vom Lärm des gegenüberliegenden Hauses widerhallte. Meine Klassengenossen, um die mächtige Gestalt eines Schwarzlockigen geschart, aus dessen kühnem Gesicht Geist und Hohn blitzten, musterten mich gleichgültig, eher abweisend. Ich setzte mich in die leere, vorderste Bank und wünschte das Läuten zum Stundenbeginn heran. Es erscholl denn auch gleich, und bevor es abbrach, federte mit fliegenden Rockschorößen ein untersetzter Mann in die Mitte des Zimmers, die Türe hinter sich ins Schloß flitzen lassend. Seine funkeln den Augen sprühten unter schwarzbuschigen Brauen von einem Schüler zum andern; um den vollen, roten Mund zuckte es, und der gepflegte, schwarze Spitzbart schien wie in leiser Ironie zu wippen, als er uns mit einer Handbewegung sich zu setzen befahl.

Jetzt faßte er mich ins Auge: «Der Neue! Hören wir, was der kann. Übungsbuch, Seite 20, Satz 4.» Ich las: «Athenienses navi-

gaverunt usque ad Ephesum.» Ich übersetzte: «Die Athener schifften bis nach Ephesus hinüber.» Das Zimmer dröhnte vor Lachen. Ich schaute auf die Kameraden und dann auf den Lehrer. Dieser hatte die Gebärde, mit der er meine Worte begleitet hatte, noch nicht geendet. Er stand da wie ein Knabe, der, vor seinen Kameraden prahlend, sein Wasser in hohem Bogen über einen Wiesengraben absetzt. Ich begriff nicht. «Komm ihm zu Hilfe, S.!» Das war der große Schwarzlockige, wohl der Primus der Klasse. Er übersetzte: «Die Athener fuhren zu Schiff bis nach Ephesus.» Der Lehrer, meine Verblüffung mit einem dummen Gesicht nachahmend: «Noch nicht kapiert, Unschuld vom Lande? – G., den nächsten Satz!» Aber G. kam mit dem nächsten Satz nicht zu Rande, auch nicht, als ihm der Lehrer den Kopf an die Wand boxte. Dem Nachbar ging es nicht besser; wieder sollte S. aushelfen. Diesmal versagte auch er, und nachher blieben alle andern stumm. Nun kam es nochmals an mich. Der Satz bereitete mir keine Schwierigkeit. Jetzt schrie der Lehrer die Klasse an: «Viertklässler wollt ihr sein? Habt ihr alles vergessen? Nie kein Buch aufgeschlagen in den Ferien? Der vom Lande kann ja mehr als ihr alle, ihr faulen Lümmel. Ich will euch helfen!» Und nun diktierte er eine gesalzene Hausaufgabe. «Damit genug für heute; es ist mir zu dumm, Häfelischule mit euch zu spielen.» Er verließ uns, die Türe hinter sich zuschmetternd. Nun aber ging es von den Klassengenossen über mich her: «Merk dir's ein für allemal: Einen Streber dulden wir nicht in unserer Klasse. Wenn der Sadi nicht antwortet, hast du zu schweigen, wir andern tun's auch. Luxuspunkte werden hier nicht geschunden.»

Nach dem zweiten Läuten schob sich lautlos eine seltsame, lächelnd in sich versunkene Gestalt herein in langem grauem zugeknöpftem Gehrock. Der Lehrer hatte etwas von einem katholischen Geistlichen an sich. Als er aus seiner Versunkenheit aufblickte, schmun-

Die Hauptstraße in Kreuzlingen, um 1870. Rechts, von Reben umrahmt, die Wirtschaft «Zum Rebstock». Photo von German Wolf in Konstanz.



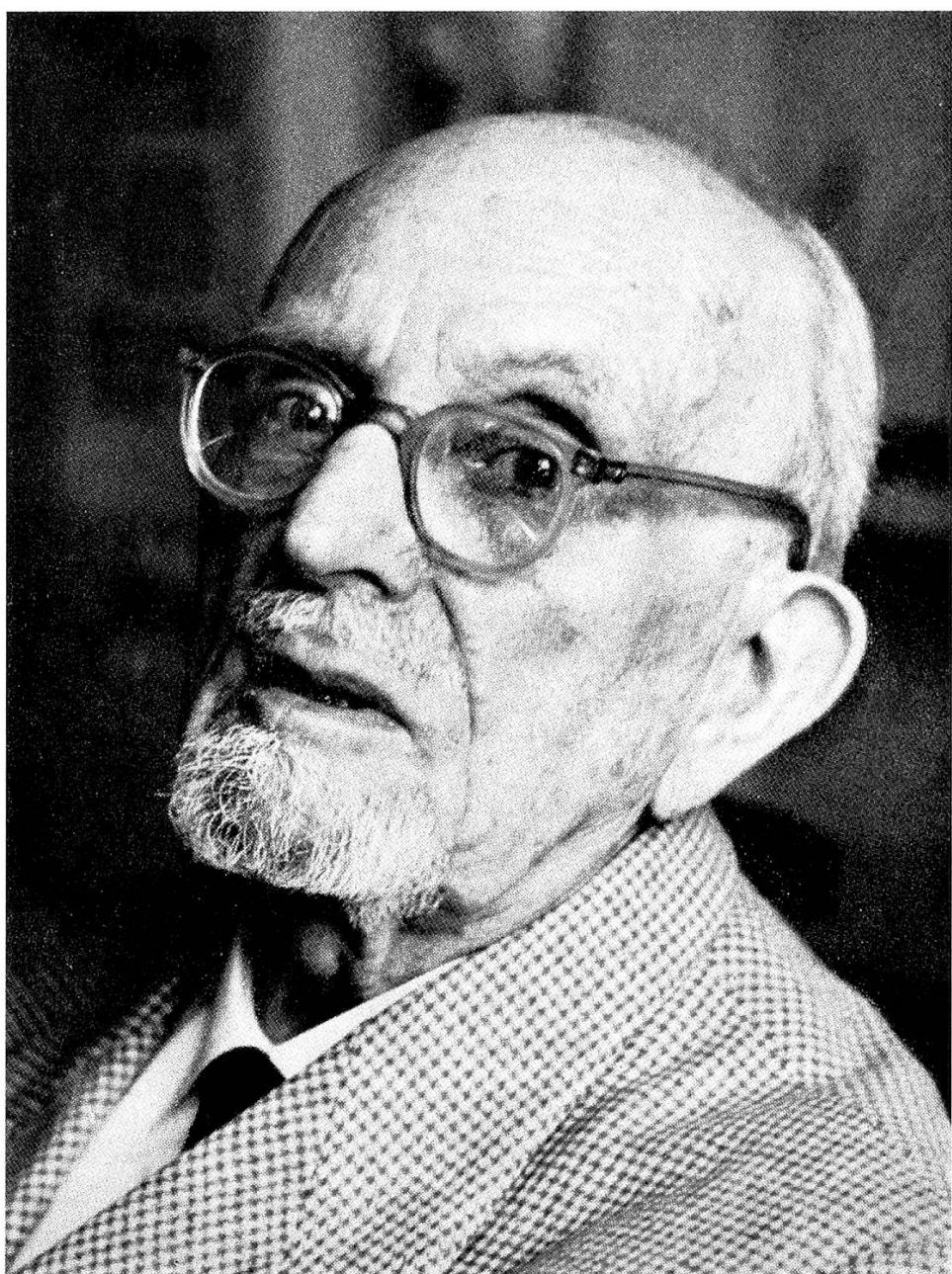


zelte er uns mit strahlendem Blick an: «Seid ihr alle da, ihr Hundesöhne? Da ist ja beim Strazibimbus auch der Neue, der ehrsame Meister aus Mostindien.» Er setzte sich neben mich auf die Kante der Bank und strich mir über den Kopf: «So, jetzt nehmt eure Hundeknochen zusammen und hört, was dieser Kaibenhund, der Galgenvogel Catilina, ausgebrütet hat.» Und dann ging's tief in die catilinarische Verschwörung hinein, wie sie uns aus Ciceros Anklage überliefert ist. Um die Namen der Mitagierenden rankten sich die seltsamsten Titulaturen. Ich sog sie ein wie lustige musikalische Verzierungen. Für die historischen Vorgänge selbst hatte ich kein Ohr. Ich genoß vom Vortrag des Lehrers nur dessen schrullige Arabesken. Den Mann hatte ich vom ersten Anblick an fest in mein Herz geschlossen. Die Luft in dieser Schule, die mich wie kalter Nebel umfing, war durchsonnt von dem Schabernack, den dieser Lehrer mit dem für mich verfrühten Stoff trieb. Ich spürte, daß es die versponnene Form seiner warmen Zuneigung zur Jugend war.

In der dritten Stunde wurde der Nebel stockdick. Ein würdevoller Gelehrter dozierte, hoch aufgerichtet, an der Tafel den Existenzbeweis der Logarithmen. Wegen dieser Logarithmen, an die mich mein guter Sekundarlehrer hätte heranführen sollen, in denen er aber selbst nicht mehr recht zu Hause war, hatte ich die Aufnahmeprüfung in Mathematik nur mit Bedingung bestanden. So waren mir denn auch der Existenzbeweis und die Fachsprache, in der er vorgetragen wurde, eine unverständliche Rede gleich einem fernen Gespräch hinter einer dicken Nebelwand.

In der vierten Stunde erschien, ein Büschel Pflanzen vom schwarzbehaarten Handrücken umschlossen, der Botaniklehrer. Aus dem gelben, verfälteten Gesichte, das ein rabenschwarzer Kranzbart umrahmte, blickten verdrießliche Augen über uns hin. Der Lehrer warf jedem ein Windröschen zu. «Ihr kennt das Pflänzchen alle.

Fritz Enderlin.



Will nicht wissen, wie es heißt. Namen sind billig. Ihr sollt mir sagen, was ihr seht, die Teile benennen. – Was ist das, B.?» Er wies mit dem behaarten Zeigfingerrücken auf das braune schuppige Gebilde, das sich durch seine Farbe und die daran hängenden

Würzelchen zweifellos als ein unterirdischer Teil erwies. «Die Wurzel», rief B. «Wer ist auch dieser Meinung?» Wir hoben alle die Hand auf. «Schämt euch, ihr augenlosen Gymnasiasten! Beobachtet doch, bevor ihr das Wort braucht! Eure Kameraden von der Parallelklasse, die Techniker, die ihr euren Lehrern nachplappernd Barbaren schimpft, weil sie weder Latein noch Griechisch gaxen, die sind euch weit voraus, die brauchen noch ihre fünf Sinne. Ihr habt's aber nur mit dem Maul. Hast du je eine Wurzel mit Blättern gesehen, B.?» «Das sind ja nur Schuppen», bockte B. «Schuppen sind Blätter, angepaßt ihrer lichtarmen Existenz im Boden. Und da nun einmal nur am Stock und am Stengel Blätter ansetzen, so ist das braune Ding da eben keine Wurzel, sondern ein liegender unterirdischer Stengel oder Wurzelstock, wie man ihn auch nennt. Ich sage: liegend. Die Wachstumsrichtung der Wurzel aber ist nicht liegend, sondern: Ist den Herren, die Julius Cäsar lesen, die Frage zu einfach? Dann muß ich's halt selber sagen. Abwärts geht sie, erdwärts, geotrop, wie der Fachausdruck lautet, was ihr Griechen dem Wortlaut nach kennt, aber nicht der Sache nach. O ihr Büchermenschen! Wenn ihr nur ein Zehntel der Zeit, während deren ihr über euren Grammatiken brütet, an das Buch der Natur verwenden wolltet, so würdet ihr für euer Leben mehr lernen als aus allen alten Schmökern. So, und jetzt nehmt einmal das Pflanzenbestimmungsbuch, den Gremli, zur Hand, unsere Augengrammatik. Da heißt es nun, durch Beobachtung Schritt für Schritt zur richtigen Feststellung und dann zum Namen der Pflanze zu kommen. Erst die Sache, dann die Wörter. Bei euch ist's meistens umgekehrt. Immer das Wort zuerst und meist ohne die Sache.» In diesem Ton ging es die ganze Stunde. Die Kameraden spotteten nachher weidlich über den «Aff», wie sie den behaarten Lehrer benamsten, und seine Jermiadnen. Mir aber hatte der Mann ein Fenster aufgetan. Die heimat-

lichen Bilder des Leimatwaldes, des Aachbodens und des Hudelmooses waren mir innerster Besitz und doch kein rechter Besitz, haftende Eindrücke, aber keine Erkenntnis. Niemand hatte mich die Natur sehen gelehrt, niemand ihre Erscheinungen gedeutet. Und so vieles, was ich dort angetroffen und geliebt, konnte ich ja nicht einmal mit Namen benennen. Nun sah ich mit einemmal einen Weg vor mir, ein altes Leid zu heilen. Der Gremli war der Schlüssel, der mir das bisher Verschlossene öffnen konnte. Ich nahm mir vor, die langen Sommerferien mit nichts als Botanisieren auszufüllen. Ich sah mich schon zwischen den Tümpeln des Hudelmooses im Schatten einer alten Föhre unter tanzenden Mücken bekanntes und unbekanntes Kraut mir mit Namen zuzueignen.

Ich merkte kaum, daß es zur letzten Stunde des langen Vormittages geläutet hatte und sich ein ältlicher, rundlicher Herr schwer ins Katheder fallen ließ. Es war der Deutschlehrer. Ein neuer Lehrer auch für die Klassengenossen. Sie hatten in den Pausen schon allerlei Reden über ihn ausgetauscht. Der «Mops» sei ein sehr gelehrtes Haus. In den Stunden scheine er zu schlafen. Aber er sehe alles. So gemütlich er sich gebe, so ungemütlich seien seine Zensuren. Wer bei ihm zwei- oder dreimal abfahre, den lasse er sitzen und petze ihm rundweg eine Zwei ins Zeugnis. Was wir nun vom Katheder zu hören bekamen, war ein Diktat, die Lehre vom Bau zusammengesetzter Sätze oder, wie er sie nannte, der Perioden. Wir Viertklässler und angehende Stilisten erfuhren, daß gleichartige Glieder, seien es Satzteile oder ganze Sätze, gleichartige Form haben müßten. Relativsätze desselben Grades müßten daher immer mit demselben Relativpronomen eingeleitet werden, wenn sie aber verschiedenen Grades seien, mit verschiedenartigen; also im ersten Fall dürfe niemals «der, die das» mit «welcher, welche und welches» vertauscht werden, im zweiten Fall aber müsse ein

Wechsel stattfinden. Er diktierte uns dazu Beispiele, und wir hatten ihm anzugeben, ob sie richtig oder fehlerhaft seien. Es waren darunter Sätze von Leuten mit Namen in der deutschen Literatur, wie der Lehrer betonte, die sich gegen die Regel vergangen hatten. Mir waren sie freilich unbekannt. Ich wartete brennend darauf, ob vielleicht ein Name wie Goethe, Schiller, Gotthelf fallen werde. Meine Dichter schienen aber in der Lehre von den Perioden nicht vorzukommen, weder mit nachahmungswerten noch beanstandbaren Sätzen. Es schien für uns zunächst Wichtigeres zu geben, als uns mit ihnen zu beschäftigen. Der Weg auf die ersehnte freie Höhe ging vorerst durch dickes Unterholz ohne Aussicht. Mir ahnte, daß es Mühsal kosten werde, hindurch und hinauf zu kommen.

Mein Verhältnis zu den Klassenkameraden blieb kühl. Freundschaft aber erwuchs mir im Konvikt, eine sanfte, mit dem verwachsenen, stillen Schnepper aus dem Hinterthurgau und eine kratzbürstige, mit dem lauten schönen Willy aus dem Vorgelände von Konstanz. Beide waren Stipendiaten, der Stickersohn Schnepper, zu seiner bescheidenen Herkunft ehrlich stehend, Willy, der Sohn eines Malermeisters, unverblümt eine illegitime Abkunft aus großem Hause andeutend (Willy Lang aus Kurzrickenbach, der unter dem Schriftstellernamen Alexander Castell bekannt wurde). Er machte Verse, spielte Bratsche und war bereits einem eiffrigen Flirt ergeben. Seine Selbstsicherheit, seine verwegenen Behauptungen reizten mich aufs Blut. Unsere Diskussionen endeten denn auch oft mit körperlichem Ringen. Nach jeder Rammelei schlossen wir wieder Frieden beim Musizieren. Willy liebte es, im gefühligen Bratschenspiel, dem ich ein williger Begleiter war, seine erotische Unruhe verströmen zu lassen. Riß Willy bei unseren Gesprächen meistens die Führung an sich und drückte mich zum bloßen Opponenten herab, so hatte ich in Schnepper einen



Emanuel Labhart,  
Die alte  
Kantonsschule  
an der Promenade  
in Frauenfeld.

anschmieglichen Zuhörer, der begierig aufnahm, was ich ihm zur Erweiterung seiner engen Welt zu geben vermeinte.

Das erste Quartal an der neuen Schule hatte nicht enden wollen. In den Räumen des Konvikts stand vom Samstag mittag bis Sonntag abend die Zeit still. Der Wochenbrief nach Hause löste regelmäßig überflutendes Heimweh aus. Am Samstag nachmittag ging man bei uns auf den Friedhof. Ich sah, während ich schrieb, die Mutter mit Korb und Geräte am Gärtchen vor dem Stein des Vaters knien. Sie war mir nie näher gewesen, als wenn ich sie hatte begleiten und ihr mit kleinen Handreichungen helfen dürfen. Jetzt aber saß ich im leeren, öden Aufgabenzimmer und füllte

verzweifelt ein Blättchen mit den belanglosen Erlebnissen eines braven Schülers und Sohnes für die Augen des Stiefvaters.

Nun aber waren doch unversehens die Sommerferien angerückt. Mit einer verbeulten Botanisierbüchse, einer alten Pflanzenpresse, einem ungebrauchten Herbarium und einem Bestimmungsbuche, das nach den Anschriften schon manchesmal den Besitzer gewechselt, mit dieser Exkursionsausrüstung also, die ein älterer Mitschüler mir abgestoßen hatte, kam ich, etwas Aufsehen und Kopfschütteln erregend, zu Hause an. Ich erklärte sogleich, mit Betonung, jeder Schüler meiner Klasse sei bis zum Wiederbeginn des Unterrichts verpflichtet, dem Botaniklehrer mindestens sechs Dutzend selbst bestimmter gepreßter Pflanzen vorzuweisen. Verlangt war freilich weniger als die Hälfte. Die kleine Aufschneiderei fand Glauben dank dem guten Zeugnis, das ich mitbrachte. Man erlaubte mir, bei meinen Exkursionen auch über Mittag auszubleiben. So streifte ich, den häuslichen Spannungen und den traurigen fragenden Augen der Mutter ausweichend, bei dem beständigen Sommerwetter tagelang bald im Aachboden, bald in den Wäldern des Seerückens, bald über die Egg, deren Ausblick auf den See und den Säntis mir jedesmal das Herz weitete, bald durch das hochgelegene Hudelmoos. Dort war die Abgeschlossenheit am vollkommensten. Wenn ich im lichten Schatten einer verkrüppelten Föhre saß, umsirrt vom hohen Glaston unsichtbar schwirrender Insekten und eingehüllt vom Kastagnettenchor der Grillen, in deren Prestissimo hie und da ein dumpfer Plumps eines in den Tümpel springenden Frosches wie ein verirrter Paukenschlag fiel, wenn ich, durch die Weichen des Bestimmungsbuches geführt, einem Pflänzchen, das ich wohl oft gesehen, aber nie hatte benamsen können, endlich auf den ihm zukommenden Namen stieß, so meinte ich etwas von Adams Glück im Paradies nachzuempfinden. Zwar hatte ich ja das Wort nur empfangen

und nicht selber geprägt, mir war aber, das Pflänzlein in meiner Hand habe mir mit seinem Namen doch auch etwas von seinem Wesen anvertraut. Je mehr ich solcher neuer Bekannter gewann, um so vertrauter trat das Pflanzenvolk um mich herum aus seiner stummen Anonymität, und um so vielstimmiger fing es an, mich anzusprechen. Mir war, der Schöpfer selber lasse sich durch seine Geschöpfe ins Gespräch mit mir ein, freilich so überwältigend nicht wie in jener ersten Botanikstunde nach den Ferien, da wir durchs Mikroskop gewahren durften, wie das Protoplasma um den Zellkern eines Staubfadenhaares der Tradescantia kreiste.

Nicht so schnell wie das Reich der Pflanzen öffneten mir die klassischen Sprachen etwas vom Geheimnis ihres Lebens hinter ihren Formen. Ich war auf eine harte Schranke gestoßen. Satz um Satz des zu präparierenden Abschnittes mußte in mühsamer Konstruktion mit ständigem Aufschlagen des Wörterbuches enträtselft werden, und es wollte mir nicht gelingen, den verborgenen Sinn durch mehrfaches Lesen eines Satzes zu erraten. Ich sah die Ursache in meinem zu kleinen Wortschatz und meinte, man könnte den am leichtesten erweitern, wenn man das Wörterbuch selbst zum Lesebuch mache und sich unentwegt durch die alphabetische Reihenfolge der darin versammelten Wörter mit deren Bedeutungsentfaltung pirschte. Ich blieb aber schon mitten im Buchstaben A stecken, als ich feststellen mußte, daß mir weder die bisher aufgeführten Wörter, noch deren Bedeutungen haften geblieben waren. Nun gab ich den Ehrgeiz auf, ohne die Übersetzungen, die meine Kameraden brauchten, auszukommen. Ich beschränkte mich aber nicht auf den vorzubereitenden kleinen Abschnitt, sondern las mich in einen größeren Zusammenhang ein und versuchte von ihm aus, das Original zu befragen. Dies Verfahren erwies sich ergiebiger und kurzweiliger. Ich bekam den Erfolg besonders bei Homers «Odyssee» zu spüren, wo mir die

Stütze des lieben alten Voß mehr und mehr entbehrlich wurde. Ich verliebte mich geradezu in den Hexameter; er wurde mir zu einer Art Besessenheit, mit der ich meine Kameraden sogar in der Umgangssprache plagte. Die einen spotteten, die anderen nahmen das Spiel auf und salbaderten mit um die Wette, den edlen Vers für unsere Nichtigkeiten mißbrauchend. Das konnte keiner so gut wie der gewandte Willy. Mit ihm trat ich dann freilich zu einem edleren sprachlichen Wettkampf an. Ich fand eines Tages ein kleines liedmäßiges Gedicht mit seiner schönen Schrift auf meinem Arbeitsplatz. Es bestand aus ein paar Vierzeilern in der weltschmerzlichen Weise Lenaus. Das wiederholte sich eine Zeitlang alle paar Tage. Ich konnte der Anmut seiner Reime meine Bewunderung nicht versagen. In seinen elegischen Ton einzusteigen lockte mich nicht. Und doch reizte er mich zur Nachahmung eines anderen Dichters. Hölderlins reimlose Rhythmen hatten es mir angetan. Wie war ich auf den Dichter gestoßen? Von der Auslage der benachbarten Buchhandlung hatte mir ein Reclambändchen mit den goldenen Lettern des so wohlklingenden Namens in die Augen gestochen. Ich hatte es sofort erstanden, mich an den halbverstandenen Rhythmen berauscht und hielt nun Willys Reimen und Spötteleien meine ungefüglichen Nachahmungen entgegen. Ich kann auch heute noch das braune Bändchen nie ohne Rührung in die Hand nehmen, sehe ich mich doch jedesmal an meinem Platz im Aufgabenzimmer des Konvikts, sehe es auf meinen Knien unter dem Pültchen, geschützt vor den beobachtenden Blicken des Aufsicht haltenden Konviktführers. Sooft ich zwischen den Aufgaben darin las, umfing mich eine höhere Welt und hob mich aus der Enge des nüchternen Raumes.

In der Freizeit pflegte ich mich mit dem Büchlein an den Flügel im Speisesaal zu setzen und lesend in die Tasten zu greifen. Die vagen Bilder und Gefühle, die des Dichters Worte erregten, setzten

sich in rhythmische Klanggebilde um, die wieder neuen Klängen riefen, deren einziger Zusammenhang in der von Hölderlins Versen ausgehenden Stimmung lag. Meine formlosen Wühlereien trugen mir unverdienten Ruhm im Konvikt ein und sogar darüber hinaus in der Schule. Es hieß, ich sei ein Hexenmeister im Phantasieren auf dem Klavier, und immer wieder wurde meine Paraphrase über das Glockengeläute unseres Dorfes verlangt.

Eines Tages, während ich mich wieder einmal auf den Tasten des Flügels treiben ließ, trat ein Schüler aus einer höheren Klasse hinter mich. Wie ich aufblickte, redete er mich an. Er heiße Adolf, mein Spiel interessiere ihn sehr. Er phantasiere auch. Mir gehe es anscheinend ums Rhythmische, ihm um die Abfolge von Akkorden. Er nahm auf meine Bitte am Flügel Platz und wob in ruhigem Spiel einen Teppich wohlautender Akkordübergänge. Ich war beglückt und gestand, was er mache sei wahrere Musik als mein Improvisieren, das eher ein in Kakophonien gesetztes Wort- und Versgestammel sei. Er lächelte, wir müßten unsere halben Pfunde zusammenlegen, dann gebe es ein ganzes. Aber wir könnten uns auch so, wie wir seien, zusammentun und uns an die wahre Musik heranmachen. Er besitze vierhändige Bearbeitungen von klassischen Symphonien; aber es fehlte ihm die Partnerschaft der dritten und vierten Hand. Ob ich die auf mich nehmen wollte? Natürlich wollte ich. So begann unsere Freundschaft am Klavier. Sie sollte uns beiden im Leben von schicksalhafter Bedeutung werden, ihm bei der Berufswahl, mir bei der schweren Krise, der ich entgegenging.

Mein Tumultuieren auf dem Flügel sprach sich bis zu unserem alten Musiklehrer herum. Der fand einigen Spaß an der Sache und rief mich in den Chorstunden oft an den Flügel. Es gefiel ihm, daß ich leicht vom Blatte spielte. Er hatte mich auch als Begleiter vorgesehen für das Schülerkonzert, das er auf Ende des Schul-

jahres vorbereitete. Ihn aber traf ein Schlaganfall, dem er zu meiner großen Bestürzung in wenigen Tagen erlag. Das Konzert fiel aus. Ein neuer Musiklehrer trat auf, der meine Improvisationen etwas kritischer beurteilte, mich aber durch Privatunterricht in Zucht nehmen wollte. Die Aussicht, auf eine höhere Stufe im Musizieren zu kommen, ließ einen längst in mir schwelenden Wunsch zur hellen Flamme ausbrechen. Noch vor Wochenende schrieb ich nach Hause und warb stürmisch um Erlaubnis. Die Antwort des Stiefvaters war ein kalter Wasserstrahl. Ich müsse mich entscheiden: entweder fürs Gymnasium oder für die Musik. Meine Liebe zur Musik war groß, nicht weniger groß aber auch der Drang nach Erkenntnis. Im Wohlklang von Hölderlins Versen war freilich auch Musik. Konnte ich mich nicht mit der in der Sprache liegenden Musik bescheiden? Zum Entschluß für das Gymnasium führten mich meine Gespräche mit Brumm. So hieß ein älterer Mitschüler und Freund Adolfs. Er war der Sohn eines Pfarrers, der in der Nachbarschaft unseres Dorfes amtete. Die Schwester des Kameraden hatte sich mit der älteren meiner beiden Schwestern angefreundet. Sie besuchten zusammen ein Mädcheninstitut am See, wohin man auch Töchter aus gehobenen Schichten der Umgebung als Externe schickte zum Abschluß der Sekundarschulbildung und zu einem Vorschliff auf das Welschlandjahr. Ich war einmal in den Sommerferien in Begleitung meiner Schwester im Pfarrhaus eingebrochen und dort ins Gespräch mit dem Pfarrerssohn gekommen. Wir hatten schnell Gefallen aneinander gefunden. Es reizte den zweiflerischen Aspiranten auf das theologische Studium, meiner Hudelmoosreligion, wie er meine Gotteserfahrung beim Pflanzenbestimmen nannte, ein paar Stöße zu versetzen und mich vor das Ärgernis des Absurden beim Glauben zu stellen: «Kein Grund, nur ein Ungrund, kein Weil, nur ein Trotzdem, das Kreuz an Stelle der Lockung der

Welt. Nicht wahr, zu viel verlangt gerade in der Badezeit!» So schnaubte er mich lachend. Die Musik gab keine Antwort auf solche Bedrängnis. Schulung des Denkens, das müßte der Weg zur Klärung und freien Aussicht sein. Im Bereich der Musik auf eine höhere Stufe zu gelangen war mir nun einmal versagt. Um so unablässiger beugte ich mich über die Bücher, die mich auf die ersehnte Höhe des Denkens bringen sollten. Im Frühjahr brachte ich denn auch ein Zeugnis nach Hause, bei dem der Stiefvater schmunzelte, der Hausarzt aber ausrief: «Es ist zu gut, der Junge sollte mehr an die Luft.» Ich war nun Schüler der fünften Klasse. Da schreckte mich eines Tages beim Gang über den Turnplatz ein Zuruf des Griechischlehrers auf. «He, Jüngling, du wirst ja krumm. Sieh mal, so gehst du!» Er ließ die linke Schulter fallen und machte sich einen hohen Rücken. «Streck dich täglich

Der Kantonsschüler-  
turnverein Concordia  
im Jahre 1871.



an der Turnstange!» Das tat ich denn auch sogleich und ausgiebig. Aber beim Ausmarsch des Kadettenkorps auf die Allmend mußte ich mir den scharfen Tadel des inspizierenden leitenden Offiziers wegen schlechter Haltung vor allen Kameraden gefallen lassen. Er machte mich unglücklich, weil ich gerne und ganz bei der Sache war und mir keine Schlampelei vorzuwerfen hatte. Um so verbissener hing ich an der Stange, bis ich mir eines Tages die Hand aufriß, die alsbald schmerhaft anschwoll und mich zwang, ärztliche Hilfe zu suchen. Aus dem Wartzimmer des nicht erreichbaren Dr. Elias rannte ich unter steigenden Schmerzen zur Wohnung des Divisionsarztes Albrecht. Er besah sich meine Hand, hieß mich auf einem Armstuhl Platz nehmen und begab sich zu einem Schrank hinter meinem Rücken. Auf einmal fühlte ich, wie er mir von hinten eine feuchte schwarze Kappe vor die Nase hielt, Äthergeruch verschlang mir den Atem, ich kämpfte gegen Erstickung und fühlte mich in den Abgrund der Hölle geworfen. Mir war, ein riesiges Buch, das Schuldbuch, werde über mir aufgeschlagen; ich hörte von oben wie vom Himmel her meinen Namen rufen und den Urteilsspruch: «Verdammtd.» Als ich erwachte, lag meine Hand in einem Verband. Der Arzt erklärte dem Halbverstörten, er habe eben aufschneiden müssen und mir die Sache mit einer Äthernarkose erleichtern wollen. Ich war zu benommen, ihm zu sagen, welchen Tort er mir angetan habe. Ich wußte auch noch nicht, wie folgenreich diese Überrumpelung für mich sein sollte. Der Schreck saß tief in mir und sollte mir ein ganzes Leben lang von Zeit zu Zeit zu schaffen machen. Es war der «Pfahl in meinem Fleisch». Aber er sollte mir nicht bloß zum Unheil bestimmt sein.